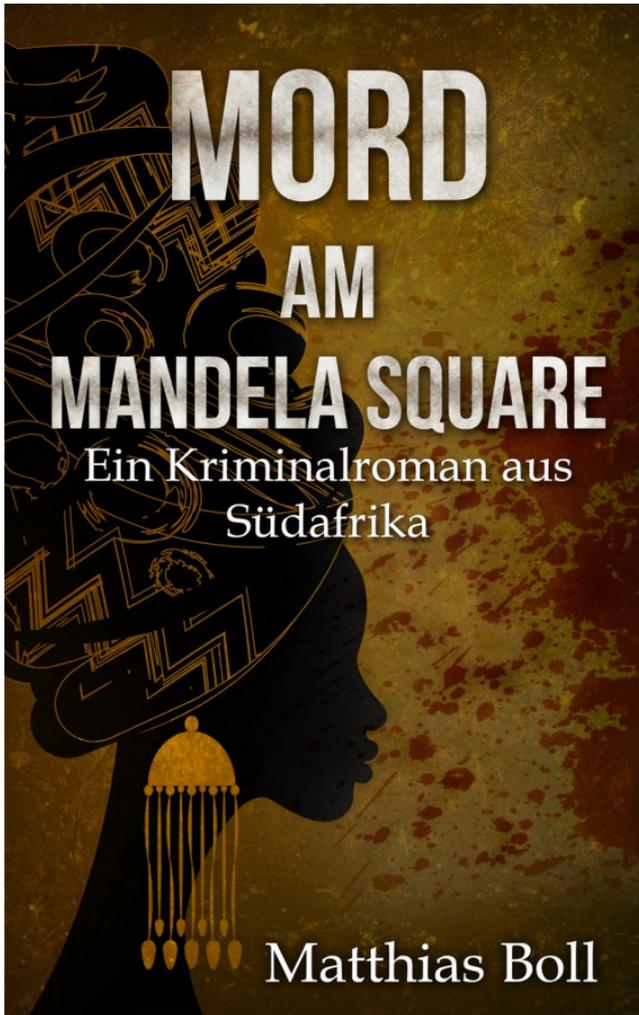


Leseprobe aus:

Mord am Mandela Square

978-3-948208-28-8



Matthias Boll

Mord am Mandela Square

Ein Kriminalroman
aus Südafrika

Matthias Boll

Mord am Mandela Square

Ein Kriminalroman
aus Südafrika

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

1. Auflage 2019
©2019 Dr. Matthias Boll

Umschlaggestaltung von Dream Design - Cover and Art, René Rott
www.cover-and-art.de

Verwendetes Foto von ©ararat.art/Shutterstock

Satz: L^AT_EX und T_EX-live / Ubuntu
Autorenfoto: ©Studioline Photography

Auch als eBook in allen gängigen Formaten erhältlich.

Den Autor erreichen unter: matthias.boll@gmx.de

Verlag:
TiA Verlag Köln – Matthias Boll
Miltzstraße 1
Köln
www.tia-verlag.de
ISBN 978-3-948208-02-8

Druck und Herstellung:
PRINT GROUP Sp. z o.o.
ul. Księcia Witolda 7
71-063 Szczecin (Polen)

ABRAHAM MAHLABA
Ruhe in Frieden

邦有道，貧且賤焉，恥也。邦無道，富且貴焉，恥也。

*In einem gut regierten Land ist Armut eine Schande,
in einem schlecht regierten Reichtum.*

Konfuzius

Eine Gabe ist eine Aufgabe.

Käthe Kollwitz

Kapitel 1

Zum ersten Mal störte ihn die unglaubliche Unordnung. Wie es hier aussah!

Unter der dicken Lage schmutziger Handtücher war Bongomusas Kopf in der Badewanne kaum zu erkennen. Dass er so überhaupt atmen konnte.

»Musa, beweg dich, Mann«, sagte Mfuneni so laut, dass es Bongomusa hören musste. »Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Wir haben den Job nur mit viel Glück bekommen, und wenn wir am ersten Tag zu spät sind, fällt jemand anderes die Bäume. Also beeile dich gefälligst.«

Mfuneni sah sich kritisch um. Die dreckige Wäsche lag hier schon lange. Vermutlich hatte jemand vor Wochen versucht, im Badezimmer Ordnung zu schaffen und begonnen, das Waschbecken mit den Handtüchern zu reinigen. Oder die Wanne, in der es sich Musa gestern Abend bequem gemacht hatte. Dieser Jemand hatte die Lappen dann liegen lassen und andere schmutzige Textilien hatten sich im Laufe der Zeit auf magische Weise dazu gesellt.

Ziemlich ekelhaft, dachte Mfuneni. Dieser ganze stinkende Kram, der überall in den Ecken herumliegt. Die verdreckten Klamotten. Die Tüten mit abgelaufenen, teilweise fauligen Lebensmitteln. Oder die dreckigen Teller, die sie für die einfache Nudelsuppe gebraucht hatten, gekocht auf dem Balkon über einem Holzfeuer in einem rostigen ›Bush-Baby‹. Das Geschirr wusch danach natürlich niemand freiwillig ab. Erst wenn sie die Teller benötigten, wurden sie notdürftig mit Wasser aus einem Eimer gereinigt.

Und jetzt lag Musa in dem ganzen Durcheinander und wollte nicht aufstehen.

Dabei hatten sie es wirklich eilig.

Mfuneni Mockiboyane packte Musa am großen Zeh, der am anderen Ende aus der Wanne herausschaute, und zog kräftig daran. Musas Zeh war merkwürdig steif und kalt, obwohl die Temperatur vergangene Nacht kaum unter fünfundzwanzig Grad gefallen sein konnte. Die Hitze hatte in dem kleinen Zimmer gestanden. Wie konnte Musa unter diesen Bedingungen frieren?

Sie hatten sich das Doppelbett im Schlafrum nebenan zu viert teilen müssen. Musa hatte sich dankenswerterweise entschieden, in dem angrenzenden Bad zu übernachten, denn vier Leute – zwei Männer und zwei Frauen – in einem Bett wären eindeutig zu viele gewesen. Schon zu dritt hatte man kaum eine Chance, ein Auge zuzumachen, schon gar nicht bei dieser Hitze.

Aber weil sie diesen Gelegenheitsjob unten an der M5 im Garten dieses alten, weißen Ehepaares erledigen wollten, hatte Musa über Nacht bleiben wollen. Eine Fahrt am nächsten Morgen hätte zu viel Zeit und Geld gekostet. Er hatte sich für die Badewanne entschieden.

»Musa«, wiederholte Mfuneni ungeduldiger, »steh jetzt auf.« Er zog ruckartig und mit aller Kraft an Musas Fuß. Musa rutschte dadurch die Wanne herunter, sein Shirt schob sich gleichzeitig hoch. Im schummrigen Licht, das durch die Jalousie des Badezimmers fiel, sah Mfuneni merkwürdige, bläuliche Flecken durch Bongomusas dunkle Haut. Musa selbst rührte sich immer noch nicht.

Mfuneni schob einige alte Zeitungen zur Seite und näherte sich den Handtüchern, die sich Musa, vielleicht zum Schutz gegen das Licht, über die Augen gelegt hatte. Er packte das Handtuch an einer Ecke, zog es mit einer raschen Bewegung zur Seite und rief: »Aufstehen!«

Musa sah aus, als würde er schlafen. Mfuneni betrachtete ihn einen Moment. Aber irgendetwas fehlte. War nicht in Ordnung.

Er brauchte einige Sekunden. Dann hatte er es endlich begriffen. Musa atmete nicht mehr.

Die Polizei war – für Mfuneni überraschend – kaum eine halbe Stunde später am Tatort erschienen.

Mfuneni war nicht sicher gewesen, ob sich die Staatsmacht überhaupt in das Gebäude trauen würde. Er hatte nicht die beste Wohnadresse, und es fand sich in der Gegend immer jemand, der Inter-

esse an einer Polizeiwaffe hatte und dafür zu einem Mord bereit war. Die Streife bestand aus drei schwarzen Männern und einer schwarzen Frau. Alle machten einen erfahrenen und angstfreien Eindruck und ließen sich auf keine der zu erwarteten Provokationen durch Mfuneni zahlreiche Mitbewohner ein. Die Uniformierten kämpften sich zu Mfuneni durch, der durch Winken in Richtung des Haupteinganges auf sich aufmerksam gemacht hatte.

»Hier geht es lang«, rief er auf isiZulu, führte den kleinen Trupp die Treppen hoch und schließlich zum Badezimmer mit dem hässlichen Mickey-Mouse-Aufkleber an der weiß lackierten Tür. In dem benachbarten Schlafräum hatte er noch schnell Ordnung gemacht. Es gab dort einige Gegenstände, die die Polizei wirklich nichts angingen.

Musas Leiche lag noch unverändert in der Wanne.

»Was ist passiert?« Die Frau stellte die Frage, ohne auch nur eine Spur Mitgefühl zu zeigen. Sie klang routiniert und professionell.

»Ich habe ihn so gefunden. Ich habe keine Ahnung, was passiert ist.« Mfuneni hob wie zur Bekräftigung seiner Unschuld beide Schultern.

»Wir holen den Gerichtsmediziner. Er muss sich das ansehen. Gehen Sie bitte nach draußen.« Sie schob ihn vor die Tür, wo ihre Kollegen warteten und von denen sich keiner vordrängte, um die Leiche zu sehen. Zu viert blieben sie im Gang stehen und warteten, was passieren würde.

Zu Mfuneni Überraschung war der Gerichtsmediziner keine zehn Minuten später vor Ort – zum zweiten Mal an diesem Morgen erstaunte ihn die Polizei. Es handelte sich um einen etwa sechzigjährigen Schwarzen mit grauem Vollbart und rasierter Glatze. Er trug einen langen grünen Plastikkittel über T-Shirt und Jeans und einen großen Rucksack auf dem Rücken. Auf seinem groß- und wortlosen Weg zum Badezimmer streifte er Einmalhandschuhe über. Der Mann schaute kurz in die Badewanne, dann trat er zu seinen Kollegen auf den Gang und starrte Mfuneni an, vermutlich, weil er als einziger keine Uniform trug.

»Ich bin der forensische Pathologe. Sie haben ihn gefunden?« Er war kurz angebunden und misstrauisch. Er ließ Mfuneni nicht aus den Augen, während er auf eine Antwort wartete.

Mfuneni nickte stumm.

»Was ist passiert?«, wiederholte der Pathologe die Frage der Polizistin und fokussierte ihn weiter.

Mfuneni schüttelte wieder nur stumm den Kopf und zuckte dann erneut die Schultern. Der Mediziner brummte etwas, das nach »na, egal« klang und drängte sich schließlich an der kleinen Gruppe vorbei zurück in das enge Badezimmer. Mfuneni hörte ihn leise fluchen, erst über das Durcheinander, dann über den merkwürdigen Geruch und schließlich darüber, dass er die Leiche in der Badewanne kaum erreichen konnte.

Die vier Polizisten drängten sich mit Mfuneni in den Zimmertürrahmen, sodass sie einen guten Blick in das angrenzende Badezimmer hatten und genau sehen konnten, was dort vor sich ging. Die Tür zum Badezimmer konnte nicht ins Schloss fallen, denn der Leichenbeschauer hatte zwei der vollgestopften Mülltüten aus dem kleinen Raum hinausbugsieren müssen, um an Musas Leiche der Länge nach heranzukommen. Eine der Plastiktüten war dabei umgefallen. Eine Flüssigkeit, die Mfuneni für geronnene Milch hielt, hatte sich auf den dunklen Teppichboden ergossen und würde nun zu den bereits vorhandenen Flecken einen weiteren hinzufügen.

»Die Raumtemperatur beträgt sechsundzwanzig Grad«, sagte der Mediziner laut zu sich selbst, obwohl er sich seiner Zuschauer bewusst sein musste. Er hielt ein kleines blaues Kästchen in der Hand, an dem ein etwa dreißig Zentimeter langes Edelstahlrohr befestigt war. Mfuneni erkannte ein elektronisches Thermometer.

Der Arzt drehte sich wieder zu Mfuneni um. »Ich denke, die Temperaturen lagen in der Nacht nicht wesentlich darunter? Eine Klimaanlage gibt es nicht, oder?«

Mfuneni schüttelte bei beiden Fragen den Kopf. Ursprünglich gab es hier sehr wohl eine Klimaanlage, aber die war schon vor Wochen gestohlen worden. Das war ihm egal gewesen, denn Strom gab es ohnehin nicht.

Der forensische Pathologe nickte, er hatte die Antwort erwartet. Mfuneni bekam den Eindruck, dass es ihm gefiel, Zuschauer zu haben. »Ich werde jetzt die Leberinnentemperatur messen«, erklärte der Mann sein weiteres Vorgehen, ohne dass ihn jemand danach gefragt hätte.

Wo die Leber saß, war Mfuneni klar, aber er fragte sich, durch

welche Körperöffnung der Mediziner wohl den Metallstab des Thermometers für die Temperaturmessung einführen würde.

Der Mediziner umklammerte das Thermometer fest mit der rechten Hand, holte aus und hieb das Messgerät mit einer einzigen, brutalen Bewegung unterhalb Musas rechtem Lungenflügel durch die Bauchdecke.

Mfuneni zuckte zurück. Damit hatte er nicht gerechnet. Aber natürlich, Musa war tot. Es würde ihn nicht mehr stören. Trotzdem erschrak er über diese verstörende Kaltblütigkeit des Arztes.

Der Pathologe wartete eine Minute, bis der Messwert konstant war. »Todeszeitpunkt war vor etwa acht Stunden«, verkündete er und schrieb etwas in ein kleines Heftchen, das er mitgebracht hatte.

»Also gegen Mitternacht«, ergänzte die Polizistin neben Mfuneni laut, wohl um zu zeigen, dass sie mitdachte.

Der Mediziner würdigte sie keines Blickes. Er wackelte an Musas Arm herum. »Die Starre hat voll eingesetzt. Das passt ja. Erschwert uns aber den Abtransport.«

Mfuneni war von dem Arzt angewidert. Er fragte sich, wie jemand so respektlos reden konnte. War dieser Typ überhaupt noch ein Mensch, mit Regungen und Gefühlen? Er begann, den schwarzen Mediziner zu hassen, dessen einzige Patienten Tote waren. Es ging um einen gerade Verstorbenen, dessen Tod ein tragischer Verlust für andere Menschen war. Musas Tod war eine menschliche Katastrophe für ihn und für den Rest der Gruppe. Über diesen Menschen sprach der Glatzkopf jetzt wie über ein Stück totes Vieh. Wenige Stunden zuvor war Musa noch ein treuer Freund und Wegbegleiter gewesen.

Der Mediziner riss ihn aus seinen Gedanken. »Wann er gestorben ist, wissen wir also«, fuhr er großspurig und in einem Tonfall fort, der ohne Weiteres in einem Hörsaal angebracht gewesen wäre. »Allerdings wissen wir noch nicht, woran. Hat er Drogen genommen?« Wieder der Blick zu Mfuneni. Auch die Polizisten sahen ihn neugierig an.

Nicht, dass Drogenkonsum in dieser Umgebung ungewöhnlich gewesen wäre, aber Mfuneni schüttelte abermals den Kopf. »Er hatte nie etwas mit Drogen zu tun. Auch sonst keine Krankheiten, von denen ich wüsste. Er muss HIV-negativ gewesen sein, er war vor zwei Wochen bei einer Blutspende.«

Der Mediziner schien ihm gar nicht mehr zuzuhören, sondern bewegte Musas Kopf hin und her, hob seine Augenlider, schaute sich die Pupillen an, die Ohren, leuchtete mit einer kleinen Lampe aus seinem Koffer in die Nase und den Mund. Betrachtete Musas Armbeugen und Füße. Dabei brummte er immer lauter vor sich hin. Mfuneni erschien es, als würde er . . . verzweifeln?

»Was ist?«, fragte der Polizist neben Mfuneni ungeduldig, dem das veränderte Verhalten des Mediziners ebenfalls aufgefallen war.

»Kein Infarkt, kein Schlaganfall«, erwiderte der Forensiker. »Keine Drogen, wenn ich der Aussage des Mannes neben Ihnen trauen darf. Kein Sturz, kein Schlag. Kein Messerstich, keine Schusswunde. Noch nicht einmal Blut. Was bleibt da noch?«

Die vier Polizisten schauten sich fragend an. Schließlich antwortete die Frau schulterzuckend: »Keine Ahnung. Was denn?«

Der Mediziner blickte auf. Er ließ dabei seinen Arm leger auf Musas Schultern ruhen. »Es gibt natürlich noch etliche andere Arten zu sterben. Aber eine Möglichkeit wäre . . . einen Moment bitte.« Er betrachtete für ein oder zwei Minuten Musas krauses, kurz geschnittenes Kopfhair. Er schien dort aber nicht zu finden, was er suchte.

Er tat dann etwas, was Mfuneni vollends verstörte. Der Pathologe kniete sich neben die Wanne, griff mit beiden Händen über den Rand und zog Musa mit einem Ruck die Boxershorts von der Hüfte. Musas beschnittenes Geschlechtsteil hing schlaff in Richtung Bauchnabel, da seine Knie erhöht über dem Wannenrand hingen. Der Arzt inspizierte den Schambereich des Toten, sicherlich zwei Minuten lang.

Was für ein perveres Schwein bist du eigentlich, fragte sich Mfuneni angeekelt. Er war kurz davor, die wenigen Schritte zum Badezimmer zu stürmen und dieses würdelose Schauspiel zu beenden, als der Pathologe einen kleinen Freudenschrei ausstieß. Er deutete auf eine Stelle direkt neben Musas Hodensack im Bereich der gekräuselten, schwarzen Schamhaare. »Hier ist es. Die Todesursache.«

Mfuneni konnte spüren, wie nun auch die Polizisten an dem Verstand des Mediziners zu zweifeln begannen. »Was bitte soll das sein?«, fragte die Polizistin, diesmal ohne Euphorie.

»Von dort können sie es natürlich nicht sehen. Aber hier ist eine

Einstichstelle. Der Mann hat sich selbst vergiftet. Oder ist, und das ist wahrscheinlicher, vergiftet worden.«

Die Polizisten sahen sich überrascht an. »Dann werden wir jemanden von der Kriminalpolizei herbeitelefonieren.«

»Ja bitte, tun Sie das.« Der Mediziner war mit sich sichtlich zufrieden. »Ich muss wohl nicht betonen, dass das hier alles andere als ein gewöhnlicher Mordfall ist.«

Kapitel 2

Eigentlich war Carsten nur Vertretung.

Und so fühlte er sich auch: irgendwie fehl am Platz.

Warum war Werner ausgerechnet in dieser Woche in Elternzeit gegangen? Er hätte genauso gut ein oder zwei Wochen warten können. Ja, müssen. Sein Sohn war noch keine vier Wochen alt. Carsten glaubte nicht, dass so ein Zwerg mitbekam, ob ihm gerade die Mutter oder der Vater die Windeln wechselte.

Werner hatte seine Freundin entlasten wollen, hatte er behauptet. Vermutlich aber hatte sie Druck auf ihn ausgeübt. Werner, der Pantoffelheld. Carsten musste grinsen.

Aber gleichgültig warum, das Ergebnis blieb für ihn dasselbe: Er musste nun Werners Job erledigen. Werners Stellvertreter, der solche Aufgaben normalerweise übernahm, war gerade – ebenfalls dienstlich – auf einem amerikanischen Kriegsschiff unterwegs und deshalb unabhkömmlich. Deshalb musste nun Carsten einspringen und in dieser delikaten Angelegenheit, wie sein Chef vor dem Abflug noch einmal betont hatte, den Ausputzer spielen. Persönlich gefiel Carsten das ganz und gar nicht, aber dagegen wehren konnte er sich auch nicht.

All das hatte auch etwas Gutes, versuchte sich Carsten aufzumuntern. Ohne diesen Job wäre er niemals so schnell nach Afrika gekommen, auf einen Kontinent, der ihn schon als Kind fasziniert hatte – die wilden Tiere, die Menschen, die so anders aussahen und in seiner Kinderfantasie mit Lendenschurz und Speer bewaffnet den ganzen Tag durch den Busch schlichen.

Jetzt stand er in Kapstadt, und alles war ganz anders, als er sich das in seiner Kindheit vorgestellt hatte. Er wusste nicht, ob er sich über diesen Einsatz tatsächlich freuen sollte.

Immerhin lag die Stadt am Meer, das war in seinen Augen viel wert. Weil seine Firma einen billigen Flug gebucht hatte, war er schon einen Tag vor seinem eigentlichen Termin in Kapstadt eingetroffen. Er entschloss sich, die so gewonnene Zeit zu nutzen und fuhr als Erstes mit der Seilbahn den Tafelberg hinauf, auch weil er sich von dort einen guten Überblick über die Stadt versprach. Leider war der Tafelberg komplett in Nebel gehüllt gewesen. Er hatte in seinem dünnen T-Shirt auf der Bergspitze nur gefroren und nichts gesehen.

Anschließend ging er an den Strand, denn salziges Wasser spielte in seinem Leben eine große Rolle. Eigentlich hatte er an dem berühmten Strand von Muizenberg schwimmen wollen, aber zuerst hatte er keinen Parkplatz an der engen Küstenstraße gefunden, dann waren die bunten Umkleidehäuschen allesamt abgeschlossen gewesen. Die hätte er aber gebraucht, weil er seine Badehose im Rucksack hatte.

Der Strand war übersät mit ›Portugiesischen Galeeren‹, kleinen, blauen und ziemlich giftigen Quallen, wegen Form und Farbe vor Ort ›Bluebottles‹ genannt. Diese merkwürdigen Wesen kannte er, auch wenn sie bei ihm daheim in Wilhelmshaven extrem selten vorkamen. Auf eine schmerzhaft Begegnung mit einem dieser kleinen Biester im Wasser hatte er wirklich keine Lust und auch deshalb seinen ursprünglichen Plan aufgegeben.

Stattdessen wanderte er den Strand neben Bahnlinie und Küstenstraße entlang, einen breitrempigen Hut auf dem Kopf, der seine blasse Haut und seine beginnende Glatze gegen die unerbittliche Sonne schützen sollte, wie es ihm der Reiseführer empfohlen hatte. Gleichzeitig ließ er seinen Blick umherwandern, um mögliche Gefahren durch Räuber oder andere Kriminelle frühzeitig zu erkennen, denn auch das hatte in diesem Buch gestanden, das er auf dem Flug durchgeblättert hatte. Kapstadt war eine der gefährlichsten Städte der Welt, hatte er dort lesen können. Wenn er ehrlich war, dann wirkte hier allerdings kaum etwas gefährlich. Kinder spielten in der Brandung, ein paar Fischer zogen gemeinsam ein Holzboot an den Strand und befestigten es mit einer schweren Kette an einer stählernen Öse an der Mauer, die die Bahntrasse vom Strand trennte.

Carsten schaute auf die Uhr der nahegelegenen Haltestelle. Er

wollte unbedingt Pinguine sehen, drehte deshalb um und ging zügig zu seinem Auto. Nach einer kurzen Fahrt auf einer von Touristen völlig verstopften Küstenstraße nach Simon's Town suchte er sich einen Parkplatz. Dann lief er die wenigen Meter zu den Holzstegen, zwischen denen die kleinen Frackträger brüteten. Für ihn war es eine Überraschung, dass Pinguine hier mit Sonne und Hitze zurechtkamen. Er hatte immer angenommen, dass sie Eis und Schnee benötigen würden. So konnte man sich täuschen.

Den Abend hatte er in ›Bertha's‹ Fischrestaurant mit Muscheln ausklingen lassen, und war dann mit dem Mietwagen in dem für ihn immer noch ungewohnten Linksverkehr den knappen Kilometer bis zu seiner Unterkunft gefahren. Nur wenige Meter vom Wasser entfernt stieg die Küste steil an. Mit großem technischen Aufwand waren die Flächen für Häuser und Straßen geebnet worden. Er erkannte den großen Vorteil, den diese Bauweise am Hang, trotz der sicherlich gewaltigen Kosten, mit sich brachte: In der hereinbrechenden Dunkelheit betrat er die kleine Rasenfläche hinter seinem Ein-Zimmer-Appartement. Ein leichter, lauwarmer Wind umspielte sein Gesicht.

Carsten sah zum Meer hinunter. Der Blick war atemberaubend: unten der kleine Ort mit seinen zahlreichen Lichtern, die im Sonnenuntergang rotgelb leuchtenden Wolken, dazu das geheimnisvoll rauschende Meer. Selbst die Marinebasis mit den farbigen Positionslatern der ankernden Kriegsschiffe strahlte nun eine fast schon unwirkliche Gelassenheit und Ruhe aus.

Ja, dieser Militärstützpunkt, seufzte er nachdenklich. Er hoffte, dass die Sache dort kein großes Problem werden würde.

Nach einer ruhigen Nacht lief Carsten von seinem Apartment aus zu Fuß den steilen Hang hinunter zum Eingangstor des Militärhafens. Dort wirkte alles wie ausgestorben. Nach einigem Suchen fand er die Klingel einer Wechselsprechanlage, über der ein Hinweisschild mit der Aufschrift ›Besucher‹ angebracht war. Er zögerte, die Klingel zu drücken, denn ein Besucher im üblichen Sinne war er wohl kaum. Er wartete einen Moment, aber aus dem Lautsprecher der Anlage war kein Laut zu hören. Dann drückte er sein Ohr an die perforierte Metallplatte, aber er konnte noch nicht einmal ein Knacken vernehmen. Die Elektronik funktionierte nicht.

Carsten wartete einige Minuten. Gerade als er, ungeduldig geworden, den Knopf ein zweites Mal drücken wollte, öffnete sich eine kleine Seitentür neben dem großen Haupttor, und eine kräftige, junge Schwarze in einer Militäruniform kam auf ihn zu.

»Hallo«, rief sie von Weitem, »wie geht es Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?«

Er wartete, bis sie nah genug war, dass er nicht mehr schreien musste. »Guten Tag. Ich habe einen Termin in der Marinebasis, in einer Viertelstunde. Auf der Mecklenburg-Vorpommern, einer Fregatte der Deutschen Marine.«

»Ja, das Schiff liegt bei uns im Hafen.« Die Soldatin war freundlich, wirkte entspannt und hilfsbereit. Er versuchte, aus den Markierungen auf dem Schulterstück auf ihren Dienstgrad zu schließen, aber obwohl er sich die militärischen Rangabzeichen gestern Abend auf Wikipedia angeschaut hatte, hatte er keine Ahnung. Zumindest kein Silber und kein Gold, also allzu hoch konnte ihr Rang nicht sein.

Hätte ihn auch verwundert. Immerhin musste sie Wache schieben.

»Ich kann Sie anmelden, wenn Sie mir Ihren Namen und Ihr Anliegen nennen«, fuhr die Frau geduldig fort. »Ich brauche dazu auch noch Ihren Ausweis und Ihre Passnummer. Außerdem die Genehmigung.«

»Mein Name ist Carsten und alle übrigen Informationen finden Sie hier.« Er zog seinen deutschen Reisepass aus der Tasche, dazu ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das ihm seine Firma über die Bundeswehr organisiert hatte. Es erlaubte ihm den zeitlich begrenzten, aber grundsätzlich uneingeschränkten Zutritt zu militärischen Sperrgebieten und Sicherheitsbereichen.

Frau Schmidt aus der Personalabteilung, die solche Papiere hin und wieder organisieren musste und sich dabei schnell aufregte, war diesmal besonders aufgebracht gewesen. Seit einem halben Jahr musste sie nicht nur das Polizeiliche Führungszeugnis beantragen, sondern in solchen Fällen auch eine Auskunft des Verfassungsschutzes einholen. Danach hatte sie die Genehmigung bei der Bundeswehr beantragt und, weil das Schiff im Ausland vor Anker lag, auch noch eine Übersetzung durch einen vereidigten Dolmetscher beschaffen müssen. Sie hatte bei jedem dieser Schritte dem

scheinbar Schuldigen – also ihm – vorwurfsvoll ihr Leid geklagt, als hätte Carsten sich persönlich all diese Regeln ausgedacht. Bei dem Gedanken an die Tortur, die er für dieses Papier durchlitten hatte, musste Carsten den Kopf schütteln.

Die Soldatin hielt seinen Reisepass in der einen und blickte das Papier in ihrer anderen Hand ratlos an. »So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte sie dann im Brustton der Überzeugung. »Von welcher Firma sind sie?«

»Ich bin Ingenieur bei der ›Nautic Systems‹ in Peenemünde in Deutschland. Ich muss zur Mecklenburg-Vorpommern, um einen Auftrag zu erledigen. Ich habe nur noch zehn Minuten Zeit.«

Die Frau nickte. »Das werden Sie schon schaffen. Ich nehme die Dokumente mit und bin gleich wieder da.« Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und verschwand durch die Tür in dem großen roten Backsteingebäude, die als Eingang zur Marinebasis diente.

Carsten wartete einige Minuten vor dem Tor, während er das Treiben auf den schmalen Straßen des kleinen Städtchens beobachtete, das sich an die Militäranlage anschmiegte. In den engen Gassen sah er neben dem Postamt, das um diese Uhrzeit noch nicht geöffnet hatte, einen Schwarzen Anfang dreißig sitzen, der selbstgebaute Tierfiguren aus Draht anbot. Auf den Draht waren zahlreiche kleine, bunte Perlen aufgezogen, die den Tieren ein natürliches Erscheinungsbild gaben und auf die Entfernung überraschend realitätsnah wirkten.

»Das ideale Mitbringsel«, dachte er. Der Künstler auf der anderen Straßenseite bemerkte sein Interesse und winkte ihm auffordernd zu. Carsten antwortete ihm mit einem gesenkten Daumen. »Ich komme später vorbei«, rief er über die Straße, denn die wachhabende Soldatin war eben an der Tür erschienen und deutete mit der geöffneten Hand in den Durchgang.

Er sollte ihr folgen.

Carsten war beeindruckt von den Ausmaßen der Fregatte. Sie war grau, riesig und wirkte furchteinflößend. Die Geschütze auf dem Deck, die Radaranlage, die zahlreichen merkwürdigen Aufbauten, von denen er nicht wusste, wofür sie eingesetzt wurden, strahlten Macht und technische Überlegenheit aus.

Er konnte auf dem Deck einen fest montierten, quadratischen Kasten erkennen, der ein Bündel Rohre enthielt. Vielleicht konnten damit Raketen abgeschossen werden? Er wusste es nicht. Carsten hatte Fotos gesehen und Beschreibungen seiner Kollegen gehört, die öfter mit Kriegsschiffen zu tun hatten, aber hier lebhaftig vor dem Schiff zu stehen, das war etwas anderes als sich ein Bild anzuschauen.

An Bord gab es plötzlich Bewegung. Einige Männer in langen, gebügelten Hosen und kurzärmeligen Uniformhemden machten sich an einem der Kästen zu schaffen. Sie hatten einen Werkzeugkasten mitgebracht und unterhielten sich laut auf Deutsch. Die Soldaten diskutierten, wie eine offenbar fällige Reparatur am einfachsten zu erledigen wäre. Keiner nahm von der kleinen Gruppe unten auf der Pier Notiz oder machte gar Anstalten, zu ihnen herunterzukommen.

Carsten war nie beim Militär gewesen und wollte auch aus Prinzip nicht hin. Er war ein friedliebender Mensch, der überzeugt war, Konflikte ohne Waffen lösen zu können. Jetzt stand er hier vor einem Aushängeschild der deutschen Marine, und irgendwie beeindruckte ihn das Schiff, gegen seinen Willen.

Die Soldatin, die ihn vom Tor abgeholt hatte, stand neben ihm – Carsten rätselte immer noch über ihren Dienstgrad – und betrachtete ihn neugierig. Sie warteten gemeinsam auf der Pier auf den Kommandanten, den die Südafrikanerin telefonisch benachrichtigt hatte.

Sie sollten an Land warten, bis Carsten abgeholt und auf das Schiff gebracht wurde. Offenbar gehörte es sich nicht, einfach an Bord eines Kriegsschiffes zu gehen, dachte Carsten. Außerdem, und das würde das größere Problem werden, wurde die Gangway von zwei grimmig dreinschauenden Wachsoldaten der Marine blockiert. Daheim, bei den Segeltörns mit seinen Freunden auf der Nordsee, war alles unkomplizierter. Da durfte jeder an Bord kommen, wenn er nur ein Sixpack des richtigen Bieres dabei hatte.

»Sie sind nicht vom Militär, oder?«, fragte die Uniformierte neben ihm. Carsten war froh, dass sie ein Gespräch beginnen wollte, denn die Stille zwischen ihnen begann, unangenehm zu werden. Carsten erkannte in ihrer Stimme echte Neugier.

»Nein, ich bin ein Zivilist und vertrete meinen Kollegen, der sich normalerweise um unsere Kunden aus dem militärischen Bereich

kümmert. Er ist für einige Monate im Urlaub – also in keinem richtigen Erholungsurlaub, sondern in einem Erziehungsurlaub. Ich bin Ingenieur und arbeite an nautischen Systemen.« Carsten drehte sich zu ihr um. Neugierig geworden fragte er: »Woran merken Sie denn, dass ich nicht zum Militär gehöre?«

»Abgesehen davon, dass Sie statt einer Uniform dieses blaue Shirt und die schwarze Hose tragen, dazu diese zivile Umhängetasche? Ich habe gerade den Eindruck bekommen, dass Sie zum ersten Mal ein großes Kriegsschiff aus der Nähe sehen. Außerdem versuchen Sie schon die ganze Zeit, meinen Dienstgrad zu erraten, was ein Soldat nicht machen müsste. Aber das Offensichtlichste ist, dass das Schiff schon vier Tage in Kapstadt liegt, sie aber eben erst angekommen sind. Zur Mannschaft können Sie ja kaum gehören.« Sie lächelte ihn an. »Wir sind übrigens stolz, der deutschen Marine einen Liegeplatz anbieten zu können, genauso wie auf die gemeinsamen Übungen, die für heute Abend geplant sind. Darf ich fragen, was ihre Aufgaben an Bord sein werden?«

Carsten wollte gerade antworten, als ihm die Worte in den Sinn kamen, die ihm dieser humorlose Mitarbeiter des Militärischen Abschirmdienstes mitgegeben hatte. Der Mann hatte ihm eine Genehmigung für das Betreten des militärischen Sperrgebietes mitgebracht. Frau Schmidt hatte schon alles organisiert, es fehlte nur noch dieses eine Schreiben, und sie hatten angenommen, dass es mit der Post kommen würde.

Tatsächlich hatte aber dieser Mann, den Carsten noch nie zuvor gesehen hatte, ohne einen Termin einfach so an der Tür der ›Nautic Systems‹ geklingelt und ihn zu sprechen gewünscht. Er musste von einem Ministerium beauftragt worden sein, hatte sich aber nicht vorgestellt und ihm selbstredend auch keine Visitenkarte überreicht. Er war einfach in Carstens Büro marschiert und hatte das unterschriebene und abgestempelte, offizielle Schreiben in der Hand gehalten. Was er während der kurzen Übergabe gesagt hatte, hatte bei Carsten einige Unruhe verursacht.

»Sie müssen mir genau zuhören.« Der Mann, etwas älter als Carsten, hatte sich über seinen Schreibtisch gebeugt. »Die ganze Sache in Kapstadt ist ungeheuer wichtig. Die Entwicklung der ›Nautic Systems‹ ist bahnbrechend. Sprechen Sie mit niemandem über die Details. Die Mannschaft der Mecklenburg-Vorpommern ist natürlich

ausgenommen, beziehungsweise Fregattenkapitän Maybaum wird auswählen, wer was erfahren darf. An seine Anweisungen halten Sie sich bitte dringend und ohne Diskussion. Zu keinem sonst auch nur ein Wort über diesen Auftrag, auch zu Ihrer Frau sagen Sie nichts.«

Carsten hatte diese Worte vor gerade einmal drei Tagen mit versteinerner Miene aufgenommen. Jetzt erinnerte er sich wieder daran. Immerhin wusste er nicht genau, mit wem er hier sprach und ob die Frau in der Uniform der südafrikanischen Streitkräfte nicht vielleicht in Wirklichkeit eine russische Spionin war. »Meine Aufgabe ist es«, sagte er deshalb und wog dabei jedes Wort einzeln ab, »die Bundesmarine bei den Tests heute Abend zu unterstützen. Es soll ein neues Waffensystem vorgeführt werden, und unsere Firma hat die Entwicklung im Wesentlichen durchgeführt.« Er hoffte, ausreichend vage geblieben zu sein. Die Südafrikanerin neben ihm war offenbar zufrieden.

Plötzlich öffnete sich an Bord eine schmale Tür, und an Deck erschienen ein Mann in Uniform und mit Mütze. Auf Carsten wirkte er sehr offiziell. Schnellen Schrittes kam er über den Steg mit dem beidseitigen Geländer auf sie zu, die beiden Wachsoldaten sprangen zur Seite und grüßten ihn.

»Guten Tag«, sagte der Offizier zu Carsten gewandt, nachdem er die südafrikanische Soldatin militärisch-förmlich begrüßt hatte.

Er wusste nicht, was er machen sollte. Irgendeinen militärischen Gruß zu leisten, ohne eine Uniform zu tragen oder überhaupt beim Militär gewesen zu sein, kam ihm unpassend vor.

»Herzlich willkommen im sonnigen Südafrika.« Der Marineoffizier streckte ihm einfach die Hand entgegen. »Sie müssen der Ingenieur aus Peenemünde sein, der uns mit unserem neuen Spielzeug helfen soll. Sie wurden mir bereits angekündigt. Ich bin der wachhabende Offizier und soll Sie zu Fregattenkapitän Maybaum bringen. Außerdem haben wir noch einen Gast an Bord, der an den Gesprächen teilnehmen wird.«

Carsten ergriff die hingehaltene Hand und schüttelte sie. »Ich freue mich, hier zu sein, und hoffe, Ihnen helfen zu können.«

»Davon bin ich überzeugt. Kommen Sie bitte an Bord und seien Sie vorsichtig auf der Stelling, die ist nämlich rutschig.« Er deutete

auf das schmale Brett, das als Verbindung zwischen Festland und Schiff diente. Der Ingenieur hielt sich gehorsam an dem Geländer fest und betrat nach dem Marinesoldaten das leicht hin und her schaukelnde Kriegsschiff.

Carsten folgte dem Offizier weiter über eine schmale Treppe unter Deck. Dort befand sich ein überraschend gemütlich eingerichteter großer Raum, der mit einem breiten Sofa, einem Holzschreibtisch und Teppichboden an ein Wohnzimmer erinnerte. Durch die Bullaugen konnte er die Soldatin an der Anlegestelle stehen sehen. Sie hatte offenbar den Auftrag, den Pier zu bewachen. Das überraschte ihn, denn schließlich befanden sie sich schon in einem militärischen Sperrbezirk, in dem auf Unbefugte ohne weitere Diskussion geschossen wurde. Das hatte zumindest auf dem Schild neben dem Eingang zur Militäranlage gestanden. Das Schiff schaukelte wieder leicht, und ab und an hörte er die Wellen gegen den Schiffsrumpf plätschern.

Carsten blickte um die Ecke. Der Raum war größer, als er zunächst angenommen hatte, und mündete in eine Art Besprechungszimmer mit einem großen, runden Tisch, an dem zwei Männer saßen.

Einer der Männer erhob sich. Er hatte fast schulterlanges, graues Haar und war deutlich über sechzig Jahre alt. »Herzlich willkommen an Bord. Ich bin der Kommandant des Schiffes, mein Name ist Fregattenkapitän Maybaum. Sie befinden sich hier in meinem Büro.« Er streckte ihm seine Pranke entgegen.

Carsten schüttelte sie.

»Ich hoffe, Sie stört das leichte Schaukeln nicht. Wir hatten schon Besucher, die das ganz und gar nicht vertragen haben.« Er suchte die Blicke seiner Offiziere, und Carsten konnte erkennen, wie sich alle amüsiert zuzwinkerten.

»Sie schätzen mich falsch ein«, erwiderte er. »Ich bin auf einem Boot groß geworden. Natürlich nicht auf einer beeindruckenden, schwimmenden Waffe wie dieser, sondern auf einer Jolle. Bei meinem ersten Segeltörn war ich vier, und mir wurde damals tatsächlich schlecht. Mein Vater dachte, dass ich nie wieder mit ihm zur See fahren würde, aber da hatte er sich getäuscht. Bei jeder Gelegenheit war ich später als Jugendlicher und junger Erwachsener auf dem Meer. Schließlich habe ich mich entschlossen, im Bereich der

Schiffahrt zu arbeiten. Worauf ich hinaus will: Ich habe das Segeln auf der Nordsee gelernt und bin deswegen hohe Wellen und raues Wetter gewohnt.«

Der Kommandant nickte anerkennend. »Wir möchten Ihre Reputation nicht infrage stellen. Allerdings haben wir selten Zivilisten an Bord, die uns unser Waffensystem erklären sollen. Auf der anderen Seite muss ich zugeben, dass das schon vorgekommen ist. Damals ging es aber nicht um eine Waffe, sondern um das neue Echolotsystem, nicht wahr, Horst?« Er warf einem der Offiziere einen fragenden Blick zu, den dieser mit einem Nicken beantwortete.

Der wachhabende Offizier, der ihn hereingebracht hatte, verabschiedete sich mit einem knappen Gruß und ließ die Tür hinter sich in Schloss fallen.

Der Kommandant ergriff wieder das Wort. »Vielleicht darf ich Ihnen zunächst diesen Herrn hier vorstellen.« Er deutete auf den Offizier, der sich ebenfalls erhoben hatte und Carsten nun auch die Hand entgegenstreckte. »Das ist Horst Schneider, Ingenieur der Wehrtechnischen Dienststelle einundsiebzig in Eckernförde. Er wird die Versuche von Seiten der Bundeswehr betreuen. Den Torpedo haben wir in Hamburg an Bord genommen, und Horst kann kaum erwarten, anzufangen.« Carsten schüttelte dem Ingenieur die Hand.

Dann schaute er fragend von einem zum anderen. »Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich gerne zur Sache kommen«, begann er und suchte auf den Gesichtern der beiden Marineangehörigen nach Zustimmung. »Ich muss morgen Abend wieder ins Flugzeug steigen, und wir sind jetzt schon spät dran. Wir wollen nachher die Waffe noch ausprobieren.« Bei dem Gedanken, gleich noch praktisch tätig zu werden, sah er ein Lächeln über das Gesicht des Fregattenkapitäns huschen.

Carsten wartete einen Moment. Als niemand etwas sagte, wertete er das Schweigen als Zustimmung und zog einen Laptop aus seiner lederen Umhängetasche. »Gut, dann können wir loslegen.«

Zusammen mit seinen beiden Gastgebern setzte er sich an den ovalen Holztisch. Carsten stellte den betriebsbereiten Laptop vor sich auf das polierte Holz. Der Kommandant reichte ihm ein schwarzes Monitorkabel, das zu einem unauffällig an der Decke angebrachten Beamer führte. Carsten stöpselte das Kabel an seinem

Rechner und probierte verschiedene Tastenkombinationen aus, bis auf der Leinwand am Ende des Tisches ein Bild erschien.

»Meine Herren«, begann Carsten seine Präsentation, »ich möchte zwei Dinge vorausschicken. Dafür, dass ich Ihnen heute diese Einführung in das neue Waffensystem geben darf, musste ich zweimal Glück haben. Zum einen hätte ich die Präsentation beinahe nicht fertig bekommen, denn wir hatten vor drei Tagen bei der Nautic Systems einen Systemausfall, und, ob Sie es glauben oder nicht, ich hatte schon alles zusammengestellt und wollte gerade speichern, als das System abgeschmiert ist. Also musste ich nochmal von vorne beginnen, was ziemlich frustrierend war. Aber ich kann Ihnen sagen, ich brauchte nur noch die halbe Zeit für die neue Version.« Er schaute kurz in die Runde. Die beiden Männer waren gespannt und hingen an seinen Lippen.

»Mein zweites Glück war, dass meine Kollegen, die auf solche Waffensysteme spezialisiert ist, beide verhindert sind. Ich vertrete sie, aber ich bin mir sicher, dass das den Erfolg unserer gemeinsamen Erprobung nicht beeinträchtigen wird.«

Carsten nickte den Männern gewinnbringend zu. »Ich möchte Ihnen aber jetzt das neue Waffensystem näherbringen, das einige bemerkenswerte Eigenschaften besitzt. Sie haben ein Exemplar unseres Modells UT-2 . . .«, er klickte auf die Maus und die Präsentation wechselte zur nächsten Folie, » . . . an Bord. Einen Torpedo der neuesten Generation.«

Auf der Leinwand erschien ein länglicher, an der Spitze aber abgeflachter Metallkörper, mit am Heck angedeuteten Seiten- und Höhenrudern. Ein merkwürdiger kastenförmiger Aufbau auf der Oberseite der Metallröhre unterbrach die perfekte Stromlinienform.

Carsten benutzte einen kleinen Laserpointer und deutete auf verschiedene Teile des Torpedos, während er sprach. »Der Torpedo kann zur Bekämpfung von U-Booten, aber auch anderen Schiffen eingesetzt werden. Er kann sich mit fast vierhundert Knoten schneller bewegen als herkömmliche Torpedos und natürlich viel schneller als Schiffe, ob über oder unter Wasser. Sie können den UT-2 von U-Booten aus verschießen, aber genauso gut von einem Hubschrauber abwerfen. Oder, so wie wir es heute demonstrieren werden, einfach per Kran über Bord der Mecklenburg-Vorpommern zu Wasser lassen.«

»Vierhundert Knoten ist verdammt schnell«, warf der Kommandant ein. »Aber Geschwindigkeit war bei den bisherigen Torpedos nicht das Problem.«

»Schneller ist natürlich immer besser«, erwiderte Carsten. »Sie wollen in diesem Wettbewerb mit dem Kontrahenten sicher nicht Zweiter werden.« Er hasste es, so zu sprechen, denn Krieg war kein Fußballspiel, bei dem das eine Team mit einem Tor Vorsprung gewann. Es ging um Menschenleben, um Soldaten, die Mütter und Väter hatten, die um sie weinen würden, egal, auf welcher Seite sie sterben würden. Aber Werner hatte ihm einen Marketingschnellkurs für diese spezielle Kundengruppe gegeben, und Einzelschicksale, die durch die neue Waffe betroffen sein könnten, sollte er nicht hervorheben. Er musste penibel auf den richtigen Fachjargon achten, sonst hatte er schnell seinen Respekt verspielt.

Der Kommandant runzelte nachdenklich die Stirn. Mit der Antwort war er nicht zufrieden.

»Aber das ist nicht der entscheidende Punkt, da haben Sie recht«, lenkte Carsten schnell ein. »Eine der wesentlichen Neuerungen befindet sich in diesem Kästchen.« Er hob seine Umhängetasche auf, die er neben seinem Stuhl abgestellt hatte, und wühlte kurz darin herum. Schließlich zog er einen schwarzen Kasten hervor, der mit seinen etwa dreißig Zentimeter Seitenlänge und zehn Zentimetern Höhe die Größe eines ungewöhnlich dicken Laptops besaß. Ein in der Oberseite eingelassener, flacher Bildschirm, eine kleine Tastatur darunter sowie eine kurze, mit schwarzem Gummi überzogene, seitlich angebrachte Antenne komplettierten das Gerät.

Er hielt den Kasten hoch, sodass ihn jeder sehen konnte. »Das ist die Kommunikationseinheit, mit der der UT-2 programmiert wird. Die Freund-Feind-Erkennung steht dabei im Vordergrund. Sie möchten sicherlich nicht von einem Ihrer eigenen Torpedos irrtümlich getroffen und versenkt werden. Deshalb können Sie dieser Torpedoklasse ganz individuell eine Liste von Schiffen vorgeben, die nicht angegriffen werden sollen.«

Der Kommandant nickte. »Funktioniert das durch eine optische Erkennung?«

»Ganz richtig.« Carsten nickte. »Es werden mehrere Fotos für jedes befreundete Schiff über diese Steuerungseinheit im internen Speicher des Torpedos abgelegt. Der Torpedo greift, je nachdem, in

welchem Modus er sich befindet, vollautomatisch alle Schiffe an, deren Bilder sich nicht in diesem Speicher befinden. Grundsätzlich können Sie mit diesem Steuerungsgerät den UT-2 auch individuell programmieren. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten.«

Der Offizier der Wehrtechnischen Dienststelle piffte leise zwischen den Zähnen hindurch. »Donnerwetter, mit diesem Automatikmodus halten wir uns den Gegner effektiv vom Leibe. Wir schicken einfach zwei oder drei dieser Kameraden vor unserem Hafen auf Patrouille, und dann warten wir ab. Wie wird denn dieses kleine Schätzchen angetrieben?«

Carsten war dankbar für die Zwischenfrage, denn es zeigte das Interesse der Kundschaft. Dieser mögliche Auftrag war für die »Nautic Systems« überlebensnotwendig. Das ganze zivile Geschäft war gut und schön, aber finanziell war die Firma von der Entscheidung der Bundeswehr für den Kauf dieses Waffensystems abhängig. Der zivile Teil war im Vergleich dazu wirtschaftlich irrelevant, das war intern kein Geheimnis. Carsten hatte sogar manchmal den Eindruck, die Geschäfte mit zivilen Reedereien und Werften waren nur das Mäntelchen, unter dem sein Arbeitgeber das viel größere, militärische Engagement vor der Öffentlichkeit verbergen wollte.

»Bevor wir zu dem Antrieb kommen, möchte ich auf ein Detail der Sprengvorrichtung hinweisen. Der Sprengkopf besteht aus zwei Teilen.« Er drückte einen Knopf auf der Tastatur und die nächste Folie, jetzt mit dem vergrößerten vorderen Teil des Torpedos, erschien auf der Leinwand. »Der vordere Teil des Torpedos besteht im Wesentlichen aus Magnesium. Wenn sich der Torpedo dem Schiffsrumpf unter Wasser nähert, wird das Metall durch eine kleine Widerstandsheizung entzündet. Es reagiert mit dem Wasser und erzeugt so einen zweitausend Grad heißen Plasmastrahl. Mit dieser Temperatur kann er innerhalb von Sekundenbruchteilen ein Loch in eine fünfundvierzig Millimeter dicke Panzerung brennen.«

Carsten nahm ein Schluck aus dem Wasserglas, das neben ihm stand, bevor er fortfuhr. »Fünfundvierzig Millimeter! Das entspricht der durchschnittlichen Dicke eines Kriegsschiffsrumpfes. Die dahinter liegende Matte aus Kevlar wird ebenfalls weggeschmolzen. In einem zweiten Schritt wird durch dieses Loch eine konventionelle Sprengladung in das Innere des Schiffes geschossen, die dort explo-

diert. Das ist dieser hintere Teil des Sprengkopfes.« Er deutete auf den entsprechenden Abschnitt der Zeichnung.

Dann sah er sich um. Die Gesichter seiner beiden Zuhörer zeigten unverhohlene Begeisterung. Beiden Marinesoldaten war offensichtlich klar, was das bedeutete. Es würde kaum ein Schiff geben, das sie mit dieser Waffe nicht bekämpfen und versenken konnten. Auf lange Distanz, also aus sicherer Entfernung, bevor der Feind auch nur an die Abgabe eines einzigen Schusses denken konnte.

Nach einigen Sekunden Stille räusperte sich der Kommandant. »Ist Ihnen klar, dass sich damit die konventionelle Kriegsführung grundsätzlich ändern wird? Ja, sie revolutioniert?«

Carsten lächelte. Sie hatten angebissen. Aber das Beste sollte noch kommen. Er klickte ein weiteres Mal, und auf der Leinwand erschien eine neue Folie. »Hier kommen einige Details zum Antrieb. Und das ist der eigentliche Clou dieses Systems. Der Torpedo wird von einem akustisch gekapselten und dadurch unhörbaren Elektromotor angetrieben. Als Energiequelle dienen Lithium-Ionen-Batterien der neuesten Generation. Aufgeladen werden diese, indem der Torpedo in einem flacheren Gewässer auf den Boden sinkt und durch einen Schwimmkörper – das ist der etwas unförmige Kasten auf dem Rücken des schlanken Torpedokörpers – die notwendige Energie aus den Meereswellen entnimmt. Das macht die Waffe vollständig autark.«

Die beiden Marinesoldaten sahen sich einen Augenblick sprachlos an. Sie brauchten einen Moment, um das Gesagte zu verarbeiten.

»Tatsächlich.« Wieder ergriff der Kommandant das Wort. »Ein vollständig autarkes Waffensystem mit einer solchen Wirkung, perfektionierter Feinderkennung und einer selbstaumladenden Batterie ermöglicht die Kontrolle riesiger Seegebiete. Und das über Jahre. Das ist fantastisch.«

Der Ingenieur des Beschaffungsamtes nickte. »Jetzt muss es nur noch halten, was es verspricht. Wir werden es gleich auf Herz und Nieren testen.«

Vor einer knappen Stunde hatte die Mecklenburg-Vorpommern den Hafen verlassen und lag nun eine Seemeile vor der Küste für den Torpedotest vor Anker. Carsten stand zusammen mit Offizieren

und dem Kommandanten an Deck und beobachtete, wie ein Kran den Torpedo vorsichtig aus der besonders gesicherten Waffenkammer heraushob. Er wollte vor allem die Programmierung und die spezielle Steuerung erläutern.

Nach ein paar Runden im Wasser sollte der Kran den Torpedo wieder an Bord nehmen.

»Vorsichtig, bitte!« Der Kommandant winkte aufgeregt dem Kranführer zu. Ein Matrose saß in einer kleinen, gläsernen Kabine und bediente den Kran lässig über eine Art Joystick. Etwas zu lässig, denn er stieß mit dem Heck der gefährlichen Ladung, die an dem Haken baumelte, beinahe gegen eine der Schiffsaufbauten. »Verdammt, der Torpedo ist mit Sprengstoff gefüllt«, schrie Maybaum wütend seinem Matrosen zu. »Konzentrieren Sie sich!«

Der Matrose ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, nickte als Antwort ruhig, korrigierte den Kranausleger, ohne seine empfindliche Ware auch nur eine Sekunde aus dem Blick zu lassen. Mit sicherer Hand manövrierte er die zigarrenförmige Waffe über die Bordwand und ließ sie langsam zur Wasseroberfläche hinabschweben.

Carsten beugte sich über die Reling und schaute an der Bordwand hinunter. Der UT-2 hing jetzt noch etwa einen Meter über dem spiegelglatten Atlantik.

Er schaute in die Ferne. Achtern konnte er den Militärhafen erkennen, ganz hinten den Tafelberg und die Häuser Kapstadts, die sich, so gut es ging, an die steile Küste schmiegt. Zu seiner Rechten sah er eine Insel, vermutlich Robben Island. Er konnte sich an die Gefängnisinsel aus den Erläuterungen seines Reiseführers erinnern.

Aber jetzt war keine Zeit, sich als Tourist zu fühlen. Er hatte hier einen Job zu erledigen. Der Kommandant trat neben ihn. »Sieht gar nicht so spektakulär aus«, sagte er, nachdem er sich ebenfalls über die Reling gelehnt hatte. »Wie ein Torpedo eben.« Dann richtete er sich wieder auf. »Wir verfolgen den Test am besten vom Schiffstechnischen Leitstand aus. Wir werden mit dem Sonar seinen Weg verfolgen. Sie demonstrieren uns die Steuerung. Dann holen wir das Baby wieder ein. Die Sprengladung ist gesichert, da kann nichts passieren.«

Carsten war plötzlich nicht wohl in seiner Haut. Das erste Mal auf einem Kriegsschiff und dann gleich mit einer solchen Aufgabe, das

war eine Herausforderung. Andererseits, viel konnte nicht passieren. Die Marine übte solche Sachen sicherlich täglich, und er hatte Vertrauen in die Besatzung der deutschen Fregatte. Alle hier machten einen professionellen Eindruck, und mit der Steuerung und den technischen Details der UT-2 konnte er sich schließlich aus.

Er folgte Maybaum in die nach allen Seiten verglaste Brücke. Er konnte von hier das ganze Schiff überblicken. Der Fregattenkapitän ergriff ein Fernglas und suchte den Horizont ab. »Wir sehen zwar in unserem Radar keine Schiffe in der Umgebung«, er deutete auf einen grünen, kreisrunden Bildschirm, »aber bei kleinen Schiffen aus Holz kann das Radar schon einmal ein unsicheres Signal wiedergeben. Deshalb sehe ich mich besser noch einmal um. Vor allem die Seeleute auf der Fähre nach Robben Island fahren wie die Verrückten.«

Konzentriert suchte er den Horizont nach allen Seiten ab. »Alles klar, es kann losgehen.« Er drückte einen Knopf des Funkgerätes, das er sich um den Hals gehängt hatte. »Was sagt das Sonar?«, fragte er.

»Das Sonar zeigt keine Kontakte innerhalb neunhundert Metern. In einer halben Seemeile Backbord gibt es einige Fische, von der Größe her könnten es Haie sein. Sonst nichts«, kam es knackend aus dem Lautsprecher.

»Gut, dann können wir beginnen. Sie machen sich bitte bereit.« Maybaum sah zu Carsten hinüber, der die schwarze Steuerbox beständig in die Höhe hob.

»Ich bin soweit«, sagte er.

»Hauptgefreiter Schelhaas, den Torpedo wassern und ausklinken!«, befahl er über das Funkgerät. Maybaum war anzuhören, dass er das Befehlen gewohnt war.

Carsten konnte den Torpedo von seinem Standpunkt aus nicht sehen, aber er beobachtete, wie das Seil zum Kran die Spannung verlor. Der Kommandant blickte zu ihm hinüber. »Jetzt sind Sie dran. Steuern Sie für den Anfang fünf Seemeilen Nord-Nordost.« Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Fregattenkapitäns.

Ihm macht das Spaß, dachte Carsten.

»Sonar, sehen Sie das Baby im Wasser schwimmen?«

»Negativ«, quakte es in diesem Moment aus dem Lautsprecher seines Funkgerätes.

Der Kommandant erstarrte.

Carsten blickte verunsichert zu ihm hinüber. Was war los?

Seine Miene hatte sich in Sekundenbruchteilen verändert. »Geben Sie eine vernünftige Meldung ab und halten Sie Funkdisziplin. Was heißt: Negativ?«, schrie er, während er den Knopf am Funkgerät gedrückt hielt.

»Wir haben über unser Sonar keinen Kontakt, Kommandant. Kein Torpedo. Nur der Fischschwarm da draußen.«

»Das gibt es doch nicht.« Maybaum fluchte laut. Mit vor Wut verzerrtem Gesicht versuchte er, einen Blick auf den Monitor vor Carsten zu erhaschen. »Was ist mit Ihnen? Sehen Sie das Miststück irgendwo?«

Carsten drückte einige Tasten der Tastatur. Dann sah er auf den Monitor. Er vergrößerte den Suchradius, weit über den erwarteten Standort hinaus.

»Ich . . .«, brachte Carsten stotternd hervor, »ich sehe ihn nicht. Das ist völlig verrückt. Ich habe eine Funkverbindung zur UT-2, aber ich bekomme keine GPS-Daten.« Er sah das versteinerte Gesicht des Kommandanten. »Ich kann nichts machen. Ich starte die Kontrolleinheit neu. Sie wird den Kontakt zum Torpedo neu aufbauen. Vielleicht ist ein Programmteil abgestürzt. Das funktioniert gleich wieder.«

Maybaums Gesicht war wutverzerrt. »Das will ich hoffen. Wir können doch da draußen nicht eine der gefährlichsten Seewaffen unkontrolliert herumschwimmen lassen. Tun Sie was, Mann. Das ist schließlich Ihr Ding.«

Hektisch drückte Carsten den Einschaltknopf, sodass der Monitor zunächst erlosch und dann wieder aufhellte. »Immer noch nichts«, sagte er frustriert. »So ein Verhalten hat das System noch nie gezeigt . . .«

In diesem Moment hörte er ein lautes »Plop« auf der gegenüberliegenden Seite des Schiffes. Der Schiffskörper schien sich um wenige Zentimeter nach backbord verschoben zu haben. Während sich Carsten noch fragte, ob er sich das nur eingebildet hatte, war Maybaum schon außer sich. »Was war das?«, schrie er in das Mikrofon. »Machen Sie Meldung.«

»Wir haben es auch gehört. Es klang wie ein . . .«

In dieser Sekunde bewegte sich das große Schiff, wie von einer gewaltigen Faust getroffen, ruckartig weitere zwei Meter nach backbord, gleichzeitig sah Carsten auf Steuerbord des Vorschiffs eine etliche Meter hohe Fontäne hochschießen, gefolgt von einem lauten Knall. Er hatte bei der unerwarteten Schiffsbewegung beinahe das Gleichgewicht verloren. Der Kommandant neben ihm war gestürzt, rappelte sich aber zügig wieder auf und war sofort auf der Höhe der Ereignisse.

»Ich brauche Schadensmeldungen«, bellte er ins Mikrofon. Eine Sirene begann zu heulen. Die Lautsprecher gaben für einen Moment merkwürdige Geräusche wieder, schnelle Schritte, eine Tür klapperte, Pressluft zischte. Gleichzeitig spürte Carsten, wie sich die Fregatte, die im ruhigen Wasser bisher waagrecht gelegen hatte, langsam nach vorne Richtung Steuerbord neigte. Ein untrügliches Zeichen. Sie waren getroffen.

Ihm wurde kalt.

»Kommandant«, hörte Carsten eine Stimme aus dem Lautsprecher, »wir haben eine Explosion mit Wassereintrich in Abteilung IZ4.«

»Personenschäden? Sind die Schotten dicht? Lassen Sie sich doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

Auf der anderen Seite der Funkverbindung gab es kurzes Gemurmel. Dann sagte eine andere Stimme: »Keine Personenschäden. Die Abteilung ist abgeschottet.«

Carsten spürte, wie sich das Schiff immer weiter neigte.

»Gut«, erwiderte Maybaum. »Was auch immer das war, wir werden zumindest nicht auf Grund gehen. Die Lenzpumpen auf volle Leistung. Wir müssen sofort zurück zum Hafen.«

Dann blickte er grimmig zu Carsten hinüber, der das Steuergerät ängstlich mit beiden Händen umklammerte. »Diese Angelegenheit wird mit Sicherheit ein Nachspiel haben«, sagte er mit unverhohlener Drohung in der Stimme.

Carsten zweifelte daran keine Sekunde.

Kapitel 3

»Bitte erheben Sie sich.«

Von den vollbesetzten Zuschauerrängen im Saal 246 des Kölner Landgerichtes hörte Sattler, wie Stühle über den Parkettboden geschoben wurden. Von seinem Platz an dem einfachen Holztisch, nur wenige Schritte vom Richtertisch entfernt, konnte er zwar nicht sehen, was sich hinter ihm abspielte, aber die Anweisung des Justizangestellten in der blauen Jacke war klar und deutlich gewesen. Auch Sattler erhob sich, genauso wie die vier Verteidiger auf der einen und der Staatsanwalt mit seinem Tross aus fünf weiteren Prozessbeteiligten auf der anderen Seite.

Trotz der zahlreichen Prozesstage – waren es mit dem heutigen neun oder schon zehn? – hatte er sich immer noch nicht an die merkwürdige angespannte Atmosphäre gewöhnen können. Es ging hier um viel, keine Frage, daher war die latente Aufregung vollkommen gerechtfertigt.

Immerhin wusste er mittlerweile, wie ein solcher Verhandlungstag begann. Erwartungsgemäß öffnete sich nach wenigen Sekunden die mit Edelholz verkleidete Tür hinter dem Richtertisch, und der in einer schwarzen Robe gekleidete Richter mit einem weißen Haarkranz, der die Pensionierungsgrenze fast erreicht haben musste, betrat den geräumigen Schwurgerichtssaal. Direkt hinter ihm folgten zwei Berufsrichterinnen, beide Mitte bis Ende Fünfzig. Die Große Strafkammer wurde durch zwei Schöffen komplettiert, ein Mann und eine Frau, beide mit geschätzt dreißig Jahren noch recht jung. Die beiden traten durch die Tür und wirkten, wie jeden Tag, etwas verschüchtert. Er trug einen schwarzen Anzug, sie setzte mit einem roten, eleganten Kleid einen farbigen Kontrapunkt zu den ansonsten dunklen Roben und Anzügen, die auf der Richterbank und in den Reihen der Anwälte beider Seiten vorherrschten.

Die Schöffin, die als Letzte den Saal betreten hatte, schloss hinter sich die Tür.

Kaum hatte der vorsitzende Richter in der Mitte und die beisitzenden Richter und die Schöffen rechts und links neben ihm Platz genommen, rutschten und klapperten hinter Sattler wieder die Holzstühle. Auch die Anwälte setzten sich. Sattler ließ sich auf dem unbequemen Holzstuhl im optischen Mittelpunkt des Gerichtssaals nieder. Er spürte die Blicke aller auf sich.

Zum Glück hatte ihn Hans-Gerd gut auf diesen Moment vorbereitet. Es war klar, dass er nervös werden würde, und das war auch nicht schlimm. Er durfte auf keinen Fall überheblich wirken, die Richter oder die Anwälte verwirren oder gar sich selbst widersprechen. Das hatte ihm Hans-Gerd regelrecht eingebläut.

Der vorsitzende Richter eröffnete formell die Sitzung. Die unscheinbare blasse Frau mit den streng gescheitelten Haaren, die unauffällig neben den Staatsanwälten an einem eigenen kleinen Tisch saß, begann wieder hektisch mitzuschreiben. Sie fertigte das Protokoll an, das hatte ihm Hans-Gerd nach dem ersten Prozesstag, neben vielen anderen Kleinigkeiten, erklärt. Hans-Gerd hatte schon einen Prozess als Betroffener mitgemacht, allerdings nur vor einem Amtsgericht, und es war um eine Verkehrsangelegenheit gegangen – schnelles Fahren. Er war aber schon in einigen Prozessen im Auftrag seiner Firma Beobachter gewesen, er kannte sich also vor Gericht aus.

Zumindest besser als Sattler.

Die Verhandlungen, an denen Hans-Gerd aktiv oder passiv teilgenommen hatte, waren bei weitem nicht so groß gewesen wie diese Sache hier. Sattler hatte vorhin vor Verhandlungsbeginn kurz durchgezählt: Von den Zuschauern waren mindestens die Hälfte Pressevertreter. Vor dem Gerichtsgebäude hatten Übertragungswagen verschiedener in- und ausländischer Fernsehsender mit riesigen Satellitenschüsseln auf den Dächern die halbe Luxemburger Straße zugeparkt.

»Wir setzen die Verhandlung fort mit der Beweisaufnahme, und ich hoffe, dass wir damit heute zum Abschluss kommen werden«, begann der vorsitzende Richter, und Sattler verstand die Bemerkung als Aufforderung, sich zu beeilen. »Herr Doktor Sattler, das Gericht hat Sie als unabhängigen Gutachter bestimmt. Sie haben